



Karl Kreuser

Zwei Welten

Mediation und Wissenschaft unterscheiden sich ähnlich wie Koch und Lebensmittelchemiker. Mediationsforschung birgt die Herausforderung in sich, diese zwei Welten zu verbinden. Zumindest eine dieser Welten braucht die andere nicht zwingend: Man kann auch mediieren, ohne Mediation definieren zu können. Beide Professionen bearbeiten unterschiedliche Leitdifferenzen und brauchen verschiedene Handlungsmodalitäten sowie Kompetenzen. Mediation bearbeitet die Differenz von Problem und Lösung. In der Wissenschaft geht es um Beweisen und Rechthaben. Genau das widerspricht dem Kernanliegen von Mediation. In der Tat eine Herausforderung.

Beide Sichtweisen, Wissenschaft wie Mediation, haben ihre blinden Flecken. Die Verbindung zweier Denkwelten ist dann nützlich, wenn der Blick des Anderen etwas erkennen lässt, das bisher im eigenen blinden Fleck verborgen war. So können beide sich gegenseitig beobachten und sich die Ergebnisse und Interpretationen ihrer Beobachtungen mitteilen. Besonders dann, wenn es »kochende Laboranten« oder »analysierende Köche« gibt oder wenn einer Profession Erwartungen zugeschrieben werden, die diese nicht erfüllen kann, ist die Verknüpfung dieser zwei Denkwelten anfällig für Manipulationen oder Ver-

suche der Instrumentalisierung. Erst ein in den Rollen gekläarter Umgang miteinander eröffnet beiden Welten, Mediation und Wissenschaft, einen für beide profitablen Möglichkeitsraum.

Die Herausforderung wird für den Wissenschaftler besonders dann spürbar, wenn er auch zur kochenden Zunft gehört. Finden WissenschaftlerInnen zum Beispiel heraus, dass die beiden wesentlichen Ressourcen für Mediation Empathie und Machtgebrauch sind, dann freuen sie sich an der ersten Erkenntnis und hadern mit der zweiten, denn der MediatorIn in ihr ist doch gerade an gewaltfreier und Macht ver-

meidender Kommunikation gelegen. Das passt nicht zusammen, da sind WissenschaftlerInnen schon eine wirklich gute Erklärung schuldig. Die Redlichkeit der WissenschaftlerInnen verlangt, beide Erkenntnisse gleichwertig darzustellen. Eine der Kompetenzen der WissenschaftlerIn ist eine Darstellung der Denkwege, Quellen und Ergebnisse, so dass sie für MediatorInnen nachvollziehbar – und damit auch angreifbar – werden. Die MediatorIn kann selbstkritisch prüfen, ob in den Erkenntnissen etwas für die Arbeit Nützliches steckt.

Um beim Beispiel zu bleiben: Wie kommt die WissenschaftlerIn zu einer

Erkenntnis? Die Logik der Distinktionen ist eine systemische soziologische Theorie, mit der Konflikt und Mediation erklärt werden können. Nach ihr wird etwas (in unserem Fall Mediation) möglich, wenn zugleich eine Asymmetrie und eine Symmetrie auftreten. Die für die Mediation erforderliche Asymmetrie besteht in der Unterscheidung nach außen, was zur Mediation gehört und was nicht und wird durch das strikte Einhalten von Vertraulichkeit erkennbar gesichert. Nach innen schafft die MediatorIn Asymmetrie durch moderierende Prozesssteuerung sowie die Festlegung von Verhaltensregeln und das konsequente Einfordern, diese einzuhalten. Die Ressource, die das ermöglicht, nennen wir Macht, es sind Eingriffe in die Autonomie der Konfliktparteien. Ohne diese Steuerungshoheit, wenn jede und jeder machen würde, was gerade beliebt, und ohne strikte Abgrenzung nach außen ist Mediation nicht möglich.

Die Macht der MediatorIn ist nicht angeboren, sondern geliehen. Die MediandInnen verleihen der MediatorIn aus eigener Autonomie für die Dauer des Prozesses und jederzeit widerrufbar die Macht zur Steuerung auf ein angestrebtes Ziel hin. Es ist keine Allmacht, die etwa auch die Entscheidung über Konsens oder Lösung umfasst, diese bleibt den MediandInnen. Die MediatorIn muss also, neben der Steuerung des Prozesses, permanent am Herstellen und Aufrechterhalten der eigenen Voraussetzung, der Ressource Macht arbeiten. Dazu ist die zweite Ressource Empathie notwendig.

In einer konfliktären, emotional labilen Situation, in der starke Polarisierungen (Freund-Feind) wirken, muss die MediatorIn dazu neutral erlebt werden (»ist nicht Feind, auch wenn sie nicht Verbündete ist«) und darüber hinaus allparteilich (»ist Freund, obwohl sie nicht Verbündete ist«; im empathischen Sinn von »hat verstanden, was mir wirklich wichtig ist und achtet mit der ihr von mir dazu verliehenen Macht darauf, dass dies berücksichtigt wird«). Ferner bedarf es, um auf Dauer die zur Pro-

zesssteuerung erforderliche Macht zu bekommen und zu erhalten, der Fähigkeiten des stellvertretenden Deutens und des Fallverstehens, wie Ulrich Oevermann sie beschreibt. Mit solchen Fähigkeiten gelingt es, den Prozess im Sinn der MediandInnen zu steuern. Diese beiden Klassiker der Professionssoziologie kommen ohne Empathie nicht aus.

Grundidee von Mediation ist, die MediandInnen in ihre eigenen Kompetenzen zu begleiten, so dass diese selbstorganisiert und selbstverantwortet »ihren« Konsens finden. Deshalb muss die Machtverteilung so symmetrisiert werden, dass einerseits die MediatorIn über genügend Ressource für ihre rollenbedingte Aufgabe verfügt und andererseits die MediandInnen in ihrer Autonomie der selbstorganisierten Konsensfindung, Entscheidung und Verantwortung bleiben.

Mehr als diese Information kann die WissenschaftlerIn nicht bereitstellen. Es wäre überheblich, wenn WissenschaftlerInnen behaupten würden, sie wüssten, was für die MediatorInnen wichtig sei. Ob und was Mediation (als Profession, als Dienstleistung, als Prozessbegleitung oder als Methode) beziehungsweise auch die Interessensvertretungen und Verbände oder die MediatorInnen für sich persönlich damit anfangen können oder wollen, ist deren Angelegenheit. WissenschaftlerInnen können aus der Professionalität heraus MediatorInnen bei der Nutzenfindung unterstützen, wenn sie dazu die Erlaubnis erhalten. Damit verleihen die MediatorInnen den WissenschaftlerInnen definierte Macht.

Das ist genau das, was Jürgen Habermas als den eigentümlich zwanglosen Zwang des besseren Arguments bezeichnet. Nur wenn das gegenseitige Verhältnis zwischen Mediation und Wissenschaft »zwanglos«, also frei von Manipulationen, Versuchen der Instrumentalisierung oder anderen Erwartungen an die Gegenseite ist, kann das »bessere Argument« hilfreich und nützlich wirken. Wenn Jürgen Habermas

das als eigentümlich bezeichnet, so rechnet er wohl damit, dass dies nicht selbstverständlich erwartbar ist. Es scheint wirklich eine Herausforderung zu sein, der man sich stellen und an der man arbeiten sollte. Das führt zum Anfang dieses kleinen gedanklichen Ausflugs zurück: Ein im Rollenverständnis und in gegenseitigen Erwartungen geklärtes Verhältnis zwischen Mediation und Wissenschaft kann Nutzen stiften.

Literatur

- * Habermas, Jürgen: Theorie des kommunikativen Handelns, Band 1 und 2. Frankfurt 1981.
- * Jokisch, Rodrigo: Logik der Distinktionen. Opladen 1996.
- * Kreuser, Karl: Entschieden Fragen – Ein selbstkritischer Kommentar zu Subjekten und Objekten der Mediationsforschung. In: Mayer, Claude-Hélène und Busch, Dominic (Hrsg.): Mediation erforschen. Fragen – Forschungsmethoden – Ziele. (Arbeitstitel, in Druck) 2011.
- * Kreuser, Karl und Heyse, Volker und Robrecht, Thomas: Mediationskompetenz. Münster 2011.
- * Oevermann, Ulrich: Hermeneutische Sinnrekonstruktion. In: Garz, Detlev und Kraimer, Klaus (Hrsg.): Brauchen wir andere Forschungsmethoden? Frankfurt 1983.

AutorInneninfo



- * Dr. Karl Kreuser
Personal- und Organisationsentwickler
mit Schwerpunkt Talent-, Potenzial- und
Kompetenzmanagement
- * E-Mail: karl.kreuser@sokrateam.de